



Die Schauspielerin Tilda Swinton hat das Leben unserer Autorin Annika Reich geprägt.

**Die Frau meines Lebens** – ist eigentlich ein typischer Männersatz. Wir aber haben fünf Autorinnen gebeten, über die Frau zu schreiben, die sie am stärksten geprägt hat

## Tilda Swinton

# „Das Muster ihrer Falten auf der Stirn, ihr Mut, ihr Schillern, ihr Witz. Und jedes Mal, wenn Tilda direkt in die Kamera schaut, zwinkere ich meiner Großmutter zu“

Annika Reich

Meine Großmutter war eine kleine Frau mit einer schmalen Nase und schwarzen Locken, die erst spät grau wurden und dann so weiß, dass die Menschen sich auf der Straße nach ihr umdrehten. Sie war Bäckerin. Ihr Laden lief nicht besonders gut, weil sie sich neben der Backstube ein kleines Zimmer eingerichtet hatte, in dem sie las und Geschichten schrieb, und so waren die strohgeflochtenen Körbe morgens manchmal leer. Das habe ich aber erst sehr viel später erfahren, erst als sie gestorben war, und meine Mutter den Laden entrümpelte. Meine Mutter hatte all die Zettel, die meine Großmutter mit ihrer sorgfältigen Handschrift vollgeschrieben hatte, in eine Umzugskiste verpackt und sie mit fünf Lagen rotem Klebeband zugeklebt – als ob daraus etwas entweichen könnte, etwas Unaufhaltsames. Ich habe immer noch nicht gewagt, alle Zettel zu lesen; ich bin noch zu jung, um schon

alle Geschichten meiner Großmutter gelesen zu haben. Auf dem ersten Zettel, den ich mit zittrigen Händen aus der Kiste herausfischte, stand: »Ich schreibe Dir entgegen.« Ein anderer Mann? Erst später begriff ich, um wen es ging. Kein anderer Mann. Mein Großvater war mein Großvater – auch wenn er auf keinem der Zettel vorkam oder vielleicht gerade deswegen.

Die Kiste ist nun mein Nachtschisch, an einer Seite sinkt sie in



Oscar-Preisträgerin Tilda Swinton, 49, im Februar 2010.

sich zusammen. Ich habe das Klebeband restlos entfernt, aber es hat Spuren hinterlassen; den Pappgeruch, den sie verströmt, kann man nicht entlüften – aber mich stört das nicht. So viele Dinge, die mich früher immer wunderten, verstehe ich jetzt. Die Namen ihrer Kuchen zum Beispiel. Meine Großmutter verehrte Virginia Woolf. Wie eine Bäckerin aus einem bayerischen Dorf Virginia Woolf verehren konnte, bleibt mir ein Rätsel, aber die seltsamen Namen ergeben nun endlich einen Sinn: Der Marmorkuchen hieß *Nacht und Tag*, die Biskuitrolle *Die Welle* und die Erdbeersahneschnitte *Leuchtturm*. Sie hatte sie nach Romanen benannt. »Kennst du eigentlich Virginia Woolf?«, hatte meine Großmutter mich gefragt, als ich auf dem Gymnasium war. Ich schüttelte den Kopf. »Was bringt man euch denn bei auf der höheren Schule?«, hatte sie gefragt und mir die Butter daumendick auf eine dampfende Brezel geschmiert. *Orlando* war ihr Lieblingsbuch, dafür war kein Kuchen gut genug. An dem Tag, an dem meine Großmutter starb und meine Mutter mir die Nachricht reglos verkündet hatte, traf ich Tilda Swinton das erste Mal. Ich war 19 und stand mitten auf einer Kreuzung in Madrid. Ohne meine Großmutter war ich allein in meiner Familie; die anderen waren anders, ganz anders. Ich stand da und weinte. Eine rothaarige Frau in einem gelben Mantel radelte an mir vorbei und angelte meinen Blick. Es traf mich wie ein Schlag. Sie bremste. Ich formte mit den Lippen die Worte: »Sie ist tot.« Die Frau hielt meinen Blick, so wie meine Großmutter immer meinen Blick gehalten hatte. Sie war unglaublich schön. Wie konnte man nur gleichzeitig so eine Eleganz und so

eine Widerspenstigkeit ausstrahlen? Zwei, drei, vier Minuten blieb sie stehen, bis ich mich umdrehen und weitergehen konnte – in ein Leben, in dem es meine Großmutter nicht mehr geben würde.

Ein paar Wochen später ging ich ins Kino. Es lief Derek Jarman's Film *Edward II*. Die Hauptrolle spielte die rothaarige Frau auf dem Fahrrad. Es erstaunte mich nicht, ich war nur einfach unendlich froh, sie wiedergefunden zu haben. Dem Spanier mit den grauen Augen, der neben mir saß und mir die Hand unter die Bluse schob, erzählte ich es nicht. Tilda Swinton hatte den Platz meiner Großmutter eingenommen. Sie hatte sich verwandelt, so wie Virginia Woolfs Orlando sich verwandelt hatte. Bis dahin war mir nicht klar gewesen, wie widerspenstig meine Großmutter gewesen war, wie schön. Ihre Nasen sind identisch.

Seitdem schaue ich jeden ihrer Filme, und mit jedem Film wird die Ähnlichkeit der beiden frappierender: die Art, wie sie ihre Lippen aufeinanderlegen, bevor sie etwas ganz und gar Unerwartetes sagen, das Muster ihrer Falten auf der Stirn, ihr Mut, ihr Schillern, ihr Witz. Und jedes Mal, wenn Tilda direkt in die Kamera schaut, zwinkere ich meiner Großmutter zu. In Madrid begann ich zu schreiben. Und immer wenn ich nicht mehr weiterweiß, dann denke ich: dir entgegen.



Annika Reich empfiehlt

Omas Marmorkuchen

Tag und Nacht: 250 g

Butter, 250 g Zucker,

2 Päckchen Vanillezucker und 4 große Eier schaumig rühren. Dann 500 g Mehl, 1 Päckchen Backpulver und 3/8 l Milch dazugeben. Zuletzt färben Sie die Hälfte des Teigs mit 2 EL Kakao, geben den hellen und dunklen Teig in die Backform und ziehen mit einer Gabel Spiralen. Bei 180 Grad eine Stunde goldbraun backen.

## Das Gretchen

„Sie ist zart und rein,  
naiv und gläubig –  
einmal so sein, das  
hat mich sehr gereizt“

Susanne Schneider



Das Gretchen (hier von Shantia Ullmann), im Hemdchen und herzig.

Es war am Ende der Schauspiel-  
ausbildung, als jeder von uns  
eine Rolle einstudieren sollte,  
die weit weg lag von seinem  
Temperament, und ich hatte mir  
das Gretchen ausgesucht: Sie  
ist zart und rein, naiv und gläu-  
big – ein Rosenresli. Einmal so

sein, das hat mich sehr gereizt.  
Noch einmal war die Probebüh-  
ne des Mozarteums in Salzburg  
unser Schutzraum. Drei Jahre  
hatten wir neun Schauspielschü-  
ler hier improvisiert und Rollen  
studiert, geschrien, getobt, ge-  
liebt, uns ausprobiert unter den

Blicken des Schauspiellehrers,  
der unser Regisseur war. Bald  
sollten wir ins Engagement an  
die Theater, bald würden uns  
Fehler nicht mehr so leicht ver-  
ziehen wie hier.

Nun war ich dran mit der  
Schlusszene im *Faust*: Gretchen

sitzt im Kerker, wartet auf ihre  
Hinrichtung, die Mutter tot, der  
Bruder tot, ihr Kind hat sie um-  
gebracht, dem Wahnsinn ist sie  
nahe, was für ein Stoff!

Was habe ich mich abgera-  
ckert, mich in Gretchens Wahn-  
sinn gesteigert, in ihre Verzweif-

Vom 18. bis zum 28. März **Die VERSUCHUNGEN**  
10 Tage lang Sonderpreise auf alle Neuheiten

**rochebobo**  
PARIS

[www.roche-bobo.com](http://www.roche-bobo.com)

Sofa aus modularen Elementen Voyage Immobile, design Studio Roche Bobois.

lung, ihre Todesangst. Nur: Keine Sekunde habe ich mir meine Not geglaubt. Dazu dieser verquere Satz: »Weh! Weh! Sie kommen. Bitt'rer Tod.« Wegen dieses Satzes habe ich den Beruf hingeschmissen.

Immer und immer wieder bin ich über diese Worte gestolpert. Schon während ich sie aussprach, habe ich mich gefragt: Wer soll dir deine Not eigentlich glauben? Genauso gut hätte ich sagen können: »Huch, wo ist mein Hauschlüssel?« Kein Unterschied wäre da gewesen.

Der Wahrheit eine Gasse: Ich habe mich nicht selbst aus dem siebten Himmel holen müssen, die Überraschung, für diesen Beruf vielleicht doch nicht berufen zu sein, zeichnete sich ja in den Jahren auf der Schauspielschule bereits ab, weil man ständig in seinen Gefühlen und Gedanken wühlt, weil man singt und steppt und ficht und sich dauernd mit seiner Stimme, seinen Ängsten, seinem Körper beschäftigt.

Wer ein bisschen ehrlich war zu sich, wusste, wo er stand. Und doch kann die Leidenschaft für diesen Beruf mangelndes Talent eine Weile gut überdecken. Ich fand lang keine Antwort auf die Frage, was mir fehlte: Talent oder Leidenschaft.

Mit dem Gretchen war ich so grausam gescheitert, dass ich beschloss, nicht Schauspielerin zu werden. Die Angebote, an die Theater nach Heilbronn oder Krefeld zu gehen, lehnte ich ab. Da war mir fast so schwer ums Herz wie Gretchen im Kerker. Hieß es doch Abschied zu nehmen nicht nur von einem Beruf, sondern von einem Traum, ja, von einem Leben. Es gibt Momente – und dieser jetzt gehört dazu –, da schmeißt mich die Sehnsucht nach dem Theater immer noch um. Und ich weiß bis heute nicht, warum.

Helmut. Helmut Zhuber und ich waren in derselben Schauspielklasse; im Gegensatz zu mir wurde er ein großer Schauspieler, er war zum Beispiel am Thalia Theater in Hamburg

engagiert und wurde einmal hinter Bruno Ganz zum besten Theaterschauspieler Berlins gewählt. Nun ist er ans Mozarteum zurückgekehrt – als Schauspielprofessor.

**Helmut, warum bin ich damals am Gretchen gescheitert?**

Vielleicht, weil du versucht hast, Gretchens Wahnsinn zu spielen, statt gegen ihn anzuspielden. So wie eine Szene mit einem Betrunknen nur funktioniert, wenn der Schauspieler gegen das Betrunkensein anspielt.

**Was hättest du mir geraten?**

Gretchen selbst hält sich ja nicht für wahnsinnig, sie ringt um den Rest ihrer geistigen Gesundheit. Diesen Kampf zu zeigen, das wäre es gewesen. Gretchen kann auch zum Beispiel immer wieder etwas für das Kind tun wollen, es streicheln, hochheben, weil sie nicht kapiert, dass es tot ist. Das sind Möglichkeiten, den Wahnsinn sichtbar zu machen. Vor allem aber hättest du darauf vertrauen sollen, dass Goethe diese letzte Szene schon sehr gut geschrieben hat.

**Glaubst du, dass ich für diesen Beruf begabt war?**

Ja, sehr. Und du bist deiner Begabung nicht gerecht geworden, du hast zu früh aufgegeben. Und daran hast du bis heute zu knabbern, sonst würdest du diesen Text nicht schreiben.



**Susanne Schneider ist nach Zeiten des Zweifels Journalistin geworden und mit dieser Berufswahl meist auch recht zufrieden.**

**Allerdings rennt sie bis heute in jede Faust-Inszenierung und kriegt bei der Schlusszene immer noch Herzklopfen.**

## Die Mutter

**„Meine Mutter ist vor allem eins: kein Mann. Sie ist das Gegenteil von einem Mann. Sie ist eine ganz normale Frau“**

Michèle Roten

Irgendwas muss falsch sein bei mir: Menschen wird ja oft die Frage gestellt: Wer ist dein Held oder deine Heldin? Klingt nach einer offenen Frage, tatsächlich scheint es aber nur eine richtige Antwort zu geben. Sie ist magisch, sie funktioniert überall und immer, sie macht sogar Bushido sympathisch und lässt ein Hollywoodluder geerdet erscheinen. Die Antwort lautet: meine Mutter.

Das ist bei mir nicht so. Meine Mutter ist nicht meine Heldin, sie ist auch nicht mein Vorbild. Meine Mutter hat nicht meine fünf Geschwister und mich mit sieben Jobs durchgefüttert, nachdem der alkoholranke Vater mal eben Zigaretten holen gegangen war. Sie hat sich nicht aus einem repressiven Umfeld freigekämpft und dann eine sensationelle Karriere gemacht. Sie hat

mich nicht eingeführt in, sie hat nicht mein Interesse geweckt für, sie war nicht der Grund, warum ich. Meine Mutter ist auch nicht meine beste Freundin, noch so eine richtige Antwort.

Immer wenn ich also von diesen Müttern las, dachte ich: Irgendwas muss falsch sein bei mir. Liebe ich meine Mutter zu wenig? Bin ich undankbar? Warum stimmt bei mir die richtige Antwort nicht? Bis mir irgendwann auffiel, dass alle Begründungen, warum andere Mütter so heldenhaft sind, männliche Eigenschaften betonen. Eine Frau ist eine Heldin, wenn sie ihren Mann steht, wenn sie kämpft, für oder gegen etwas. Dieses Bewertungssystem funktioniert bei meiner Mutter nicht. Denn das Leben hat es gut mit ihr gemeint und ihr keine allzu großen Steine in den Weg gelegt, und ich werde den Teufel

tun, das zu bedauern. Sie hatte nie »ihren Mann zu stehen«, und das passt schon, ist sie doch vor allem eins: kein Mann. Sie ist das Gegenteil von einem Mann, sie ist, was kein Mann je sein kann. All das, was so schön ist an Frauen: Kichern. Grundlose Melancholie. Plötzliche Stimmungsumschwünge. Ehrliches Interesse an den Gefühlen anderer. Nervöse Hände. Albernheit. Diskrete Beharrlichkeit. Empathie.

Meine Mutter ist eine ganz normale Frau.

Meine Mutter ist, dass in unserem schlecht beheizten Haus eine Wärmflasche in meinem Bett lag, wenn ich nachts von der Bandprobe nach Hause kam.

Meine Mutter ist die Erfindung des Sahne Macchiato,



Unsere Autorin Michèle Roten und ihre Mutter Erika, beide im Schafanzug.

nachdem ich mit dem Auto eine Katze überfahren hatte und weinend am Küchentisch saß.

Meine Mutter ist, dass ein Kerzchen brennt, wenn ich eine Prüfung habe. Meine Mutter ist, dass sie mich von pubertären anorektischen Anwandlungen

heilte mit dem Satz: »Ich kann nicht mehr.«

Meine Mutter ist, dass sie sich meine Tätowierungen schöngeredet hat.

Meine Mutter ist, dass ich tatsächlich daran glaube, dass man ein Leben lang mit ein und demselben Mann glücklich sein kann.

Meine Mutter ist, »wir schenken uns nichts zu Weihnachten«, und dann gibt es doch was. Meine Mutter ist der geschmückte Stuhl des Geburtstags-

kindes am Frühstückstisch. Meine Mutter ist Liebe, die sich in Putzen äußern kann.

Meine Mutter ist, dass ich ihr trotzdem immer wieder glauben werde, dass meine Nase nicht zu groß ist, obwohl ich sie mal diesbezüglich zu meiner Schwester

frotzeln hörte: »Na ja, vielleicht ein bisschen groß.«

Meine Mutter ist nicht meine Heldin und nicht meine Freundin. Meine Mutter ist meine Mutter. Und somit das Beste, was meine Mutter sein kann.



**Michèle Roten, 30, ist Redakteurin in der Schweiz bei *das magazin* und auch ganz normal – aber in einem anderen Kontext. Sie möchte übrigens festgehalten wissen, dass es sich bei diesem Text nicht um eine Polemik für die sich aufopfernde Mutter handelt. Frauen sollen sein, was sie wollen, sie dürfen alles und müssen alles dürfen.**

Fotos: privat

Verzaubern statt verführen.



CULTURE

CITY QUARTIER  
FÜNF HÖFE  
LIVING CULTURE

THEATINERSTRASSE MÜNCHEN | WWW.FUENFHOEF.DE

## Marilyn Monroe

„Sie war meine Königin, weil ich nicht wusste, wohin mit all den Kurven an meinem Mädchenkörper. Und weil ich ahnte, dass sie diese speziellen Männerblicke kannte, die mich schon sehr früh trafen“

Simone Buchholz

Marilyn Monroe, Sex auf zwei Beinen, Göttin meiner Teenagerjahre. Ich bewunderte sie lautstark, mir schmolz das Herz, wenn ich sie sah, und Falco war der Einzige, der neben Marilyn an den Wänden meines Teenager-Zimmers kleben durfte. Ich hatte einen Hang zum Drama.

Vielleicht war Marilyn Monroe meine Königin, weil ich nicht wusste, wohin mit all den Kurven an meinem Mädchenkörper, und weil sie mit solchen Kurven offensichtlich umgehen konnte. Weil ich ahnte, dass sie diese ganz speziellen Männerblicke,

die mich schon sehr früh trafen, auch gekannt hatte. Und weil ich sie einfach hinreißend fand – ihren Gang, ihr Lächeln, ihren Glanz: Marilyn war eine Sahnetorte, und ich wollte genauso süß schmecken wie sie. Ich legte mir ein paar ihrer besten Augenblicke zu. Ein bisschen was von ihrem sanften Gewackel, einen bestimmten Schwung aus ihrem Haar, die Farbe ihres Lippenstifts. Mein coolestes Ding war, *Happy Birthday* zu singen, so wie sie es für John F. Kennedy gesungen hatte. Ich fragte mich nie, warum sie eigentlich kurze Zeit später nicht mehr lebte.

Ich wurde älter. Ich lernte: dass Begehren zwar aufregend, aber nicht mit Liebe zu wechseln ist; dass ein Leben ohne Liebe wehtun kann, aber ein Leben mit Liebe noch viel mehr; dass man verletztlich ist, wenn man seine weichen Stellen zeigt; dass manche Verletzungen tiefer gehen als andere; dass Marilyn Monroe in Wahrheit Norma Jeane Mortenson hieß und Zeit ihres Lebens kreuzunglücklich war.



Marilyn Monroe, 1952 fotografiert von Philippe Halsman für ein *Life*-Cover.

Je mehr ich lernte, desto unwichtiger wurde es mir, wo ich welche Kurven hatte. Ich wollte von den Männern, die mir begegneten, nicht mehr nur begehrt werden. Ich wollte Liebe und ich wollte auch die Schmerzen, aber ich wollte für meinen Humor und meine Intelligenz geliebt werden, und nicht nur dafür, dass ich aussehen konnte wie Bettwäsche am Morgen. Ich wollte Respekt, Aufrichtigkeit und Augenhöhe. Ich begriff irgendwann, dass Marilyn Monroe genau das auch gewollt hatte. Und dass sie gestorben war, weil sie es nicht bekommen hatte. Weil sie es nicht geschafft hatte, aus der Sahnetorte zu klettern.

Ich schwor mir, dass ich mich nie mehr respektlos behandeln lassen würde, von niemandem. Und ich achtete darauf, zumindest in beruflichen Situationen, nicht mehr so sehr mit dem Hintern zu wackeln.

Inzwischen hab ich viele meiner Marilyn-Attitüden über Bord geworfen. All die übertrieben verführerischen Momente in Gold und Satin und Lippenstift, die Nächte mit Pelzkragen und Champagner und extraglitzenen Augen. Ich bin nicht mal mehr richtig blond. Einfach dunkler geworden im Laufe der Zeit.

Nur zwei Marilynalien hab ich behalten. Ein Fläschchen Chanel No. 5 in meinem Badezimmer, für besondere Anlässe. Und ein Bild von ihr. Da lehnt sie auf der Balkonbrüstung eines Hotelzimmers in New York. Sie raucht, sieht sich den Verkehr an und denkt nach. Weich und weiblich und wunderschön, aber ganz ohne Sahne.



**Simone Buchholz, 38,** lebt mit ihrem Freund und ihrem Sohn in Hamburg und wird nicht müde zu wiederholen: „Glaubt bloß nicht, dass ich für euch meine Unabhängigkeit aufgebe!“ Dabei hält sie den Zeigefinger in die Luft. Dann geht sie in die Küche und kocht.

## Die Freundin

„Zwei Jahre war ich blöd genug, ihre Spitzen für Ehrlichkeit zu halten“

Silke Pfersdorf

Zwei Jahre lang habe ich alles rausgerückt, Ängste, Schwächen, Peinlichkeiten. Vor Eva, meiner Freundin. Die gar keine Freundin war, sondern ein Biest, aus dem süße, aber giftige Worte tropften. Sie meint es sicher nur gut, dachte ich, vielleicht ist sie etwas direkt, aber immer noch besser als verlogen. Zwei Jahre lang war ich blöd genug, ihre Spitzen für Ehrlichkeit zu halten. Also hielt ich an Eva fest, an unseren lustigen Ausflügen mit den Kindern, dem Spaß, den man mit ihr haben konnte. Den Rest versuchte ich auszublenden. Leider war es der Rest, der mich am Ende fast zu Boden drückte.

Wir lernten uns bei der Schwangerschaftsgymnastik kennen. Als ich mich durch die ersten Wehen quälte, ließ sie durchblicken, sie habe meinen Mann mit einer drallen Rothaarigen gesehen – eine bloße Verwechslung, wie sich später herausstellte. Als sich meine Tochter mit acht Monaten immer noch nicht drehen konnte, guckte sie skeptisch auf mein Kind, wie es da so platt auf dem Teppich lag, und sagte: »War ja auch eine ziemlich schwere Zangengeburt.« – »Meinst du, da ist ein Zusammenhang?«, fragte ich besorgt. »Nee, ich hatte da nur mal was

gelesen«, antwortete sie, »aber man muss ja nicht gleich das Schlimmste annehmen.« Ein anderes Mal erzählte sie mir auf dem Spielplatz von einem Traum: Meine Kleine sei an einem Stück Fischgräte erstickt. Mir war kotzübel zumute. Später knuddelte sie meine Tochter, als sähe sie sie zum letzten Mal. Ständig hinterließ sie Zwietracht in mir, piekste in Wunden, heimlich, still, leise, mit freundlicher Stimme. Sie machte mich ängstlich, misstrauisch, traurig – in pastellfarbenen Worten, unter dem Deckmantel der Aufrichtigkeit. Ich spürte, dass sie mir nicht guttat – und hielt mich selbst für eine Mimose, die mit ehrlichen Worten nicht umgehen konnte.

Eva zweifelte nie, hatte stets alles im Griff. Ihr Leben war ein Geburtstagskuchen, auf dem die Kerzen immer dann besonders stolz brannten, wenn ich in ihre Wohnung kam. Ich hatte ihr gerade müde vom Stress mit den Kindern, dem Druck im Job und den Fingertapsen auf den Fensterscheiben vorgejammert, als sie meinte: »Ich habe jetzt ein Au-pair-Mädchen. Ist gar nicht so teuer. Bis auf die Nebenkosten: Dafür kann ich jetzt jede Woche zum Friseur.« Ich, die im fleckigen Pullover. Sie, die in der gebügelten Bluse.

»Du Ärmste«, sagte sie liebevoll. »Möchtest du einen Schümli-Kaffee? Die Bohnen dafür kaufe ich nur am Viktualienmarkt, alles andere geht gar nicht.« An Eva gingen der Alltag und der irdische Wahnsinn vorüber. Sie schaffte es sogar, aus rosa Glückswölkchen in meinem Kopf einen Grauschleier zu heben: Als ich ihr stolz erzählte, endlich ein paar Kilo leichter geworden zu sein, schaute sie mir traurig aufs Dekolleté: »Nur schade, dass dabei auch der Busen schrumpft.« Das war der Tropfen Gift zu viel. Ein Gedanke blitzte auf: Freundinnen freuen sich doch auch mal füreinander. Und hatte sich Eva schon einmal für mich gefreut? Mir dämmerte: Hier war was faul.

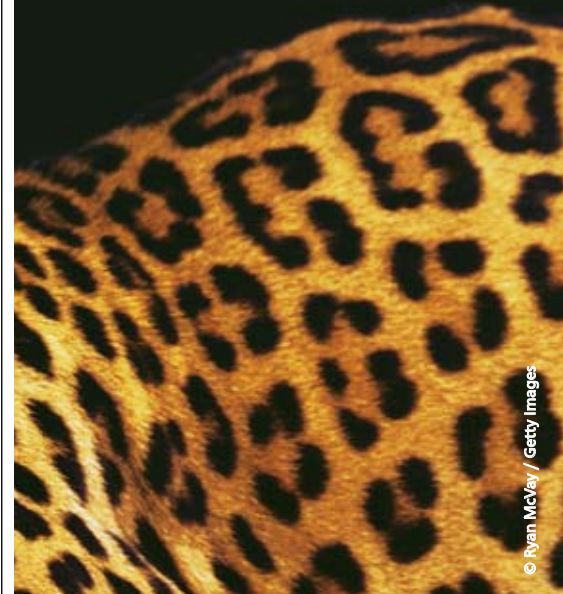
Von da an schaute ich genauer hin: Wenn ich an ihrem Geburtstag liebevoll abgeschmeckten Salat beisteuerte, würzte Eva mit entschuldigendem Lächeln nach, präsentierte ich stolz ein selbst genähtes Jäckchen für meinen Sohn, hatte sie gerade für 16 Kinder der Kindergartengruppe Feenflügel gebastelt und nebenbei ihrem Mann bei einer Präsentation vor der Werksleitung geholfen. Dazu schaute sie huldvoll wie eine Charity-Lady, die einem Waisenkind eine Schale Reis reicht. Ich merkte, dass sie meinen Problemen immer genau zuhörte – um bloß nicht das Stichwort für ihren eigenen Einstieg zu verpassen: »Tja, so eine Situation kenne ich eigentlich gar nicht.« Wenn ich von Eva nach Hause ging, kroch ich stets gebückt in Bodennähe.

Wortpfeile kann man abwehren, Nettigkeiten winkt man durch. Freier Zugang zur Seele. Das war Evas Methode. Sie hatte mich benutzt, um sich selbst besser zu fühlen, sich auf meinen Schultern auf den Sockel gestemmt. In wütenden Worten schrieb ich ihr die Meinung. Ich glaube daran: Irgendwann im Leben ist Zahntag. Auch für Eva, die mich zwei Jahre lang keine glückliche Mutter sein ließ.



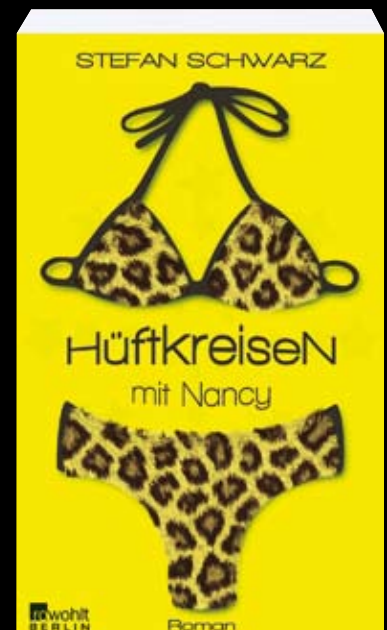
**Silke Pfersdorf, 46,**  
ist nicht nachtragend.  
Soll schlecht fürs Karma  
sein, hat sie gelesen.

**Sie glaubt zwar nicht daran, aber egal. Außerdem haben gerade die üblen Episoden im Leben etwas Gutes: Sie landen geradewegs im Fundus der Geschichten, die irgendwann unbedingt mal zu schreiben sind.**



© Ryan McKay / Getty Images

## Ein Mann im Vollspagat zwischen zwei Frauen ...



256 Seiten. Klappenbroschur  
€ 14,95 (D) / € 15,40 (A) / sFr. 27,40 (UVP)